



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

auseinander. Der Zugführer durchsuchte, von Mary gefolgt, den ganzen langen Zug und fand endlich in einem Abteil erster Klasse Handgepäck und Geldtasche. Fahrkarten waren im Zuge zu haben, und so waren die nächsten und schlimmsten Möte gehoben. Mary wollte sich empfehlen.

O nein, o nein, rief die Dame, ich bitte Sie, bleiben Sie bei mir. Ich bin verloren, wenn ich allein reise. Ich kann es nicht, ich habe immer jemand bei mir gehabt. Ach bitte, lassen Sie mich nicht allein!

Mary ließ sich erbitten, nahm in dem Abteil der Dame Platz und erfuhr nun, daß es eine verwitwete Staatsrätin Wedenbaum sei, eine schwerreiche Dame, die die Absicht hatte, den Herbst am Genfer See zuzubringen. Sie hatte sich hierzu eine Studentin als Begleiterin engagiert, eine lebhaft und unterrichtete junge Dame mit kurzem Haar, Kneifer und Herrenhut, und alles war gut gegangen bis an die Grenze, wo die Studentin hatte passen wollen. Das war aber mißglückt, und man hatte sie festgenommen und sie auch, weil sie politisch verdächtig sei, nicht wieder freigegeben. Inzwischen hatte die Frau Staatsrätin weiterfahren müssen und wisse nun nicht, was aus der Dame und was aus den Koffern geworden sei.

Mary wandte sich abermals an den Zugführer, und man telegraphierte vom Zug aus nach Cydtuhnen und erhielt schon in Marienburg die Antwort, die Koffer ständen im Gepäckschuppen, und sie würden mit dem nächsten Zuge nachgesandt werden. Eine zweite Depesche wurde an das russische Grenzamt gerichtet und brachte die Antwort: bei der Studentin seien kompromittierende Schriften gefunden worden, von ihrer Freigebung könne nicht die Rede sein. Frau Staatsrätin Wedenbaum schlug entsetzt die Hände ineinander und bat Mary, wenigstens bis Berlin bei ihr zu bleiben. Mary hatte nichts Ernstes dagegen einzuwenden.

Die Reise bis Berlin ist lang, und was können einsame Frauen, die sich auf der Reise gefunden haben, besseres tun als sich ihre Geschichten zu erzählen. Das taten nun auch Mary und Frau Staatsrätin. Und als sie auf dem Bahnhof Friedrichstraße ausstiegen, hatten sie schon Freundschaft miteinander geschlossen, und Mary hatte sich bereit erklärt, mit nach Genf zu fahren. Man stieg also in einem Hotel ab, wartete die Ankunft der Koffer ab, rüstete Mary zur Weiterreise aus und bestieg den Frankfurter Zug, ohne daß Mary beim Onkel Stadelberg gewesen war.

Unterwegs erkrankte Mary, und als man in Genf anlangte, lag sie in hohem Fieber, und ihr Bewußtsein begann zu schwinden. Frau Staatsrätin, die jetzt ihr Französisch verwenden konnte, nahm sich ihrer neuen Freundin mit Eifer an und brachte sie in ein Krankenhaus, wo der Arzt es für wahrscheinlich hielt, daß ein Typhus im Anzuge sei. Wenn er gewußt hätte, was für Wasser Mary auf ihrer Flucht getrunken hatte, würde er es mit aller Bestimmtheit behauptet haben. Wer denn die Dame sei, wurde gefragt. Frau Staatsrätin hatte es gewußt und wieder ver-gessen; sie wußte nur, daß die Kranke Mary heiße und von N. aus mit ihr gefahren sei. Da die Geldfrage in Ordnung war, so beunruhigte das übrige die Schweizer Herren nicht, und Nachforschungen nach Namen und Wohnort der kranken Dame anzustellen fiel ihnen nicht ein.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs-spiegel. Die Ostern sind ins Land gegangen und haben in den Fest-betrachtungen der Presse Anlaß zu mancher politischen Selbstprüfung geboten. Man gewinnt den Eindruck, als ob die Herbstsession des Reichstags, die uns endlich die

Finanzreformvorlage bringen soll, für unsre innern Verhältnisse entscheidend werden könnte. Sie wird es werden, wenn die Regierung mit einer wohlervognen Vorlage kommt und dann entschlossen an dem festhält, was sie für recht und richtig erkannt hat. Die Flottenvorlage, die daneben noch bevorsteht, wird eine solche Rolle kaum haben. Auch für diese scheint der Inhalt noch nicht ganz festzustehn. Beschränkt er sich, wie früher verlautete, auf sechs Panzerkreuzer und einige Torpedobootsdivisionen, so ist kaum anzunehmen, daß irgendwelche Schwierigkeiten damit verknüpft sein könnten. Dazu reden die Zeichen der Zeit eine zu ernste Sprache, und die Einsicht, daß wir einer starken Flotte dringend bedürfen, ist in diesen letzten Jahren Gemeingut der breitesten Schichten der Nation geworden. Auch im Landheere selbst hat sich diese Überzeugung Bahn gebrochen, und alle intelligentern Offizierskreise sind einig darin, daß wir einer Flotte bedürfen, die stark genug ist, verhüten zu können, daß Erfolge des Landheeres durch Mißerfolge zur See aufgehoben oder durch feindliche Landungen, unter dem Schutz einer überlegnen Flotte, in ihren Wirkungen beeinträchtigt werden. Von überseeischen Aufgaben, die die Zeit uns bringen kann, wie dies so unerwartet im Jahre 1900 der Fall war, ganz zu schweigen. Daß die Landarmee dabei etwas zu kurz kommt, ist richtig, namentlich auch für die Kavallerie, die sich in dem Augenblick eines Kriegsausbruchs nicht improvisieren läßt. Aber nachdem der Zweibund seine bedrohliche Flankenstellung einstweilen verloren, und der asiatische Krieg für die russischen Reitermassen, nach Zusammensetzung und Führung, zu einer wesentlich niedrigeren Einschätzung geführt hat, können wir die Vermehrung unsrer Reiterei auf die taktisch und strategisch gebotne Höhe in kleinere Etappen zerlegen. Hauptsache bleibt das Vertrauen des Landes in die Heeres- und die Flottenverwaltung, und daß diese mit völlig gutem Gewissen vor den Reichstag treten können. Auf dieses Vertrauen haben die jetzige Heeres- und Flottenverwaltung berechtigten Anspruch, die beide nichts Unnütziges, nichts Überflüssiges fordern, sondern allein den sachgemäßen Ausbau unsrer Wehrkraft zu Lande und zur See dahin zu gestalten bestrebt sind, daß diese den Erwartungen des Landes im Kriege auch ganz zu entsprechen vermögen. Alle die Einwendungen, daß es sich bei der Flotte wie bei der Vermehrung der Kavallerie weniger um ernste sachliche Notwendigkeiten als um Allerhöchste Wünsche handle, sind zur Genüge widerlegt worden, soweit sie einer Widerlegung überhaupt bedurften. Was namentlich die Heranziehung der Kavallerie in großen Massen zu den Manövern anlangt, so darf nicht übersehen werden, daß dies bei sämtlichen Mächten, namentlich in Frankreich und in Oesterreich, geschieht, die doch beide keineswegs geneigt sein würden, deutsche Ungereimtheiten ohne weiteres nachzumachen. In der Ansammlung großer Reitermassen sind uns die Nachbarn sogar vorangegangen, obwohl sie den Vorzug vor uns haben, schon im Frieden über formierte Kavalleriedivisionen zu verfügen, die auch an den Grenzen, an denen sie voraussichtlich wirksam zu werden haben, garnisonieren. Man kann einwenden, daß ein großer europäischer Krieg nicht in nahe Aussicht zu nehmen sei, weil Frankreich ihn ohne eine verbündete Landmacht nicht führen werde. Wer will das verbürgen?

Freilich sind mit Ausnahme des griechisch-türkischen Kriegs alle Kriege seit Abschluß des Berliner Vertrags außerhalb Europas geführt worden, aber die geschichtliche Erfahrung lehrt, daß lange Friedensperioden die Solidarität der Interessen der großen Nationen nicht in dem Maße fördern, daß ein Krieg zwischen ihnen ausgeschlossen wäre. Im Gegenteil. Eine lange Friedensperiode erzeugt wie ein langes Wohlleben Wucherungen, die schließlich das Messer beseitigen muß. Das Bonmot des Grafen Andrássy, der den Berliner Vertrag unterzeichnet und das deutsch-österreichische Bündnis geschlossen hat: „Jeder Tag des Friedens bringt uns dem Kriege näher“ — hat seine unbestreitbare Richtigkeit. Der Ausbruch hängt schließlich von Konstellationen ab, die auch der erfahrenste Diplomat nicht mit Sicherheit berechnen oder voraussehen kann; Konstellationen, die drohend erscheinen können, ohne es zu sein, und wiederum andre, die nichts weniger als gewitter-

schwanger aussehen und sich dennoch mit Blitz und Donner entladen. An internationalen Gärungstoffen fehlt es in Europa nicht. Sie sind zwischen Rußland und England, zwischen Rußland und Österreich, zwischen Frankreich und Deutschland vorhanden. Auch Österreich und Italien sind neuerdings schon beide zu Rüstungsmaßnahmen vorgeschritten, in England ist eine zwar irregeleitete aber recht starke Strömung der öffentlichen Meinung gegen Deutschland gerichtet, und es geschieht von dort aus, was möglich ist, in Frankreich das glimmende Feuer gegen uns zu schüren und in Rußland Mißtrauen gegen den deutschen Nachbar zu säen. Unter diesen Umständen werden wir wohl tun, uns an das klassische Diktum zu halten: „Bereit sein, ist alles.“ Auch eine so friedlich gesinnte Regierung wie unsre jetzige muß die Politik des Bereitseins festhalten; eine andre Politik wäre den Zwecken der Reichsverfassung und dem Inhalt des deutschen Bundesvertrags zuwider, der zu allererst als ein wetterfestes Dach für alle Stämme Germaniens gedacht war. Von den drei Säulen, die dieses Dach tragen: Waffengemeinschaft, Wirtschaftsgemeinschaft, Rechtsgemeinschaft muß die erste die festeste und unerschütterlichste sein, weil ohne sie die beiden andern wertlos wären.

Eine alldeutsche Zukunftspolitik geht darauf aus, die Nachbar- und Nebenländer des Reichs, Österreich-Ungarn, die Schweiz und die Niederlande, zunächst auf der Grundlage des Zollvereins mit Deutschland zu verbinden; aus dieser Wirtschaftsgemeinschaft, sagt man, werde sich dereinst vielleicht auch die Rechtsgemeinschaft und viel früher schon die Waffengemeinschaft ergeben. Es ist in der Geschichte unsrer nationalen Entwicklung eine bemerkenswerte Tatsache, wie häufig die Ideale den Tatsachen wegzeigend vorangeeilt sind. Unter dem Druck der napoleonischen Fremdherrschaft war in Deutschland eine neue junge Saat nationalen Gemeinnsinn von einer Reinheit und einer idealen Richtung entsprossen, wie sie vorher im alten Reiche niemals vorhanden gewesen war. Der nationale Gedanke im eigentlichen Sinne, der Gedanke des einheitlichen und straffen Zusammenfassens aller nationalen Kräfte war der Gegendruck, der durch den Druck erzeugt war. Der Jugendbund vor dem Befreiungskriege schuf die Rächer des niedergetretenen Vaterlandes, er reichte bis in die obersten Spitzen des Heeres, er durchglühte mit seinem heiligen Feuer das Blücher'sche Hauptquartier. Als dann das Reich nicht aufgerichtet, das Elsaß nicht zurückgenommen wurde, als sogar Preußen aus den schweren Kämpfen nicht mit der verdienten Vergrößerung hervorging, blieb in der Seele vieler dieser Männer — der vornehmste von ihnen war Gneisenau — eine tiefe Verstimmung zurück.

Der Jugendbund hatte mit Leipzig und Belle-Alliance nur der Form nach aufgehört. Sein Appell an die deutsche Jugend wirkte nach, die Burschenschafter waren, auch da wo sie irrten, doch Jünglinge voll desselben patriotischen Geistes, der sie wenig Jahre früher in die Reihen der freiwilligen Jäger geführt hätte. Ein unbefriedigtes Sehnen rang in ihnen um Ausdruck. Ergrauende Männer mit dem Eisernen Kreuz sahen teilnahmevoll auf diese irreggehende Jugend, und Preußen tat die Arbeit seiner ärgsten Feinde, als es diese idealen Strömungen, die doch den Wurzeln seiner eignen Kraft entsprossen waren, gewaltsam unterdrückte anstatt sich ihrer zu bemächtigen und sich von ihnen tragen zu lassen. Und sie haben es doch getragen! Durch allen Wechsel der Zeiten wahrte Preußen in seinem innersten Kern doch dem Idealismus eine Freistatt, der einst die Fesseln der Fremdherrschaft gebrochen und an die Krone Friedrichs des Großen das Eiserne Kreuz geheftet hatte, das eherne Zeichen einer ehernen Zeit. Es war immer derselbe Gedanke, gleichviel ob er siegesjauchzend auf den Höhen von Paris erklang, ob er bei den Oktoberfeuern und bei der Wartburgfeier sein: „Flamme empor!“ ertönen ließ, oder ob er in den trockensten Zahlen die Grundlagen zum Zollvereinsvertrage schuf. Die im Jugendbunde von den Rächern des niedergetretenen Vaterlands gestreute Saat ist immer von neuem aufgegangen, von einem Jahrzehnt zum andern, bis sie endlich wieder reif war zum Schneiden, und Gott auch

den großen Schnitter in unsre Mitte gestellt hatte. Und als der von den deutschen Fürsten und den freien Städten gekorene deutsche Kaiser in seine Hauptstadt einritt, sprach er, der auf drei Menschenalter und ihre treibenden Kräfte mit dem Blick und der Weltkenntnis eines Patriarchen zurück sah, zu den Berliner Behörden das ernste Begrüßungswort: „Lange lag dieser Ausgang in den Herzen, jetzt ist es an das Licht gebracht, sorgen wir, daß es Tag bleibe!“ In diesen wenigen Worten war der Rückblick auf den langen Weg von Tilsit bis Versailles beschlossen. Der deutsche Idealismus ist den deutschen Waffen bahnbrechend vorangegangen, er umrauschte ihre Fahnen, er führte sie als Träger des nationalen Gedankens an das ersehnte Ziel. Und als Bismarck den Bayern in Versailles so manches zugestanden hatte, wofür er damals und später heftig getadelt worden ist — hätte er es anders getan als im Glauben an eben jenen deutschen Idealismus, an die verbende Kraft des Gedankens von Kaiser und Reich? „Sehen wir Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon können!“ Und es reitet. Und wiederum sehen wir den deutschen Idealismus vor diesem stolzen Rosse einher den Gedankenflug nehmen in weite Fernen, die Nebenländer, die einst „vom Kaiser und vom Reich geraubt“ waren, sollen wieder unter Schutz und Schirm Germaniens gereiht werden, nicht durch Gewalt, sondern durch „ewigen“ Vertrag, zunächst auf dem Gebiete der Vereinigung der wirtschaftlichen Interessen. Hamburg und Bremen, Amsterdam und Triest in einer großen Wirtschaftsgemeinschaft! So leicht wird dieses Ziel nicht erreichbar sein, der Weg wird lang, voller Schwierigkeiten und voller Verdächtigungen sein. Aber unser Volk bedarf der Ideale, und ein Gedanke wie dieser tritt der Selbständigkeit keines andern Staatswesens zu nahe. Es ist kein Gedanke kriegerischer Eroberung, sondern friedlicher Interessengemeinschaft, die sich dann freilich auch zur gemeinsamen Abwehr feindlicher Bedrohung zusammenschließen wird. Für die Ältern unter der heutigen Generation, die noch den Bundestag gesehen haben, und auf deren Knaben- und Jünglingsjahre die Bewegung von 1848 ihren flammenden Schein geworfen hat, hat ein solcher Ausblick, so phantastisch er heute noch in mancher Hinsicht erscheinen mag, etwas ungemein Tröstliches und Erhebendes.

Was Blücher in dem Armeebefehl von Belle-Alliance aussprach: „Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen“ — das dürfen wir Alten uns getrost als Grabchrift denken: „Nie wird Deutschland untergehen, solange der Idealismus, der ihm von Tilsit bis Versailles jugendkräftig, siegesmutig und tatenbegeistert vorangeschritten ist, vorangeschritten in Waffen und Wissenschaft, in Schule und in friedlicher Arbeit, ihm weiter bahnbrechend voranleuchtet!“ Mit diesem Glauben im Herzen werden wir die Schwierigkeiten einer hochentwickelten Wissenschaft, einer wesentlich veränderten Produktionsweise überwinden, zur rechten Zeit wird sich immer wieder der rechte Mann einstellen, der diese scheinbar dissentierenden und einander verzehrenden Kräfte einheitlich zusammenbindet für den Dienst des Vaterlands. Keine wie immer geartete Bewegung kann Selbstzweck sein. Sie hat ihre Aufgabe und ihre Daseinsberechtigung nur darin, dem großen Ganzen zu dienen!

Um aus Zukunfts träumen auf die realen Verhältnisse der Gegenwart zurückzukommen, noch ein Wort über Frankreich. Die französische Politik arbeitet unaufhörlich daran, die beherrschende Stellung, die sie in Europa bis Königgrätz behauptet hatte, und die sie dann mit Straßburg und Metz endgiltig verloren hat, wenigstens annähernd wieder zu gewinnen. Das Bündnis mit Rußland, die Veruche, Italien zu Frankreich hinüber zu ziehen, die Verständigung mit England — alle diese Züge gehören in dieselbe Reihe. Delcassé glaubte sich offenbar stark genug, in der marokkanischen Angelegenheit Deutschland, zum erstenmal seit 1870 wieder, die Spitze zu bieten. Er stellte uns vor die Wahl, durch seine Ignorierung unsrer vertragsmäßigen Stellung in Marokko entweder eine diplomatische Niederlage und einen starken Abbruch unsers Ansehens einzuheimsen oder mit dem Kopfe gegen

eine, freilich nicht vorhandne englisch-französische Mauer anzurennen. Der französische Minister hat sich nicht nur in bezug auf diese Mauer, sondern auch in bezug auf die Unterstützung verrechnet, auf die er bei der öffentlichen Meinung Frankreichs gehofft hatte. Dazu kommt nun noch die Schwierigkeit, die ihm die russische Flotte in Ostasien bereitet. Das Kunststück, zugleich mit Rußland und mit England in einer entente cordiale zu sein, konnte wohl Bismarck vorübergehend fertig bringen — auch dieser nur vorübergehend —, Delcassé war doch wohl nicht erfahren genug, diese beiden Eisen auf einmal im Feuer halten zu können. Daß er sich nun obendrein auch noch zu Deutschland in unnötige Schwierigkeiten begeben und damit Frankreich in jeder Hinsicht von England abhängig gemacht hat, war für jeden einsichtigen Franzosen ein comble der Ungeschicklichkeit. Daran ist er gescheitert. Wir brauchen in Deutschland nicht darüber zu frohlocken, sondern wollen der weitem Entwicklung kalt und gelassen zusehen. Wie lautet doch der alte Bismarckische Wappenspruch?

Das Wegetraut sollt' stehen la'n!
Hüt di, Jung, s' sind Nesseln dran!

§

Böcklin und unsre Forsten. Sein „Schweigen im Walde“ hat Böcklin, soviel ich weiß, mehrmals gemalt. Von den manchen wohl gelungenen Reproduktionen dieses Kunstwerkes scheint keine nach dem Bilde gefertigt zu sein, das die Hamburger Kunsthalle enthält; denn jeder, der dieses „Schweigen im Walde“ hauptsächlich aus den Reproduktionen kennt oder es sich doch aus ihrer häufigen Betrachtung vorwiegend nach ihnen eingepägt hat, wird sich, wenn er zum erstenmal vor dem Bilde im Ecksaal der Hamburger Galerie steht, überrascht fragen, ob diese weibliche Figur, die auf dem Einhorn aus dem Waldesdunkel auf den freien Ausblick der Lichtung herausreiten will, denn wirklich dieselbe ist, die er so gut aus seiner Bildermappe zu kennen glaubt; und wirklich, es ist nicht dieselbe. Klar und mit ausdrucksvollen Zügen reitet — unser Gedächtnis kann sich nicht täuschen — eine lebendige Waldfee uns aus dem Dunkel der hochstämmigen Waldestiefe entgegen. Hier aber hat sich diese eindrucksvolle Erscheinung in einen Schatten aufgelöst, der kaum Umrisse, viel weniger erkennbare Gesichtszüge trägt. Von den Strahlen des Abendrots beschienen wendet sich der Kopf des Einhorns dem Lichte zu, das aus blauer Bergesferne über die Schlucht der jungen Fichten hinweg zum Waldesaum den letzten Gruß des scheidenden Tages sendet; aber so scharf abgezeichnet, so übergangslos, wie es nur ein genialer Maler wagen durfte, bleibt dahinter die Reiterin wie verschleiert von den Schatten der Bäume, die dem Lichte so überraschend mächtig jeden Eintritt wehren, als hätte eine Zauberhand hier eine Mauer aufgerichtet. Nur dem Genius des Malers konnte es gelingen, trotz dieser annähernden Unkenntlichkeit der Gestalt des „Schweigens“ ihrer Haltung wie ihrem Antlitz oder richtiger den Schatten von beiden nicht nur Ausdruck zu verleihen, sondern solchen Ausdruck, so tief und überzeugend, so einheitlich, so vollstimmigen, hoffnungslosen Grams über unabwendbares Schicksal, daß niemand zweifeln wird, die Reiterin wird, wenn auch sie gleich dem Haupte ihres treuen Einhorns in das warme Abendlicht hinaustritt, nicht die leiseste Wendung machen, von den belebenden Strahlen auch Leben in ihr eignes Antlitz einzusaugen. — Schweigen im Walde! Will Böcklin unsre Sinne in die graue Vorzeit führen, wo die Einbildung unsrer Vorfahren unser nebelverhülltes Vaterland, die Germania horrida silvis, mit phantastischen Gestalten spukhaften Zaubers zu erfüllen liebte, von denen wir alle in den Märchen unsrer Kinderzeit noch so gern die geheimnisvollen Spuren genossen haben? Man sollte es fast glauben, wenn man dem sonderbaren Stirngehörnten in die überwildgroß vorgetretenen Lichter sieht. Und doch sind es nicht die ferneren Klänge versunkner Jahrtausende, denen wir nach des großen Malers Absicht andächtig lauschen sollen, nein es ist die ernste, warnende Stimme

der jüngsten Gegenwart, die hier eindrucklich zum Herzen aller Naturfreunde unsers schönen Vaterlandes um die Wende des neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts spricht. Schweigen im Walde! Schwieg er denn, der deutsche, der nordische Wald, dessen Schauer die Legionen des Varus umfing, aus dessen bergenden Wildnissen der große Waldemar, ja noch der erste König aus dem Hause Wasa hervorbrachen, ihr zerrissenes Vaterland zu befreien? Schwieg er, wenn in warmen Frühjahrstagen der sonnige Süden an unsre Breiten die anvertraute Vogelwelt zurückgab, die sich dann ihre Sommerwohnungen in den traulichen Höhlungen von all den Tausenden von ästigen und halbwegs morschen Stämmen einrichtete, denen noch kein scharfes Forstmannsauge den Frieden eines natürlichen Todes mißgönnte, die aber außer unsern Vögeln noch viele andre wohnungsuchende Liebhaber fanden, vierfüßige Räuber, summende Schwärme von lindenbesuchenden Bienen? Und wo stürzende Waldesriesen weite Lücken gerissen, gras- und blumenbedeckte Lichtungen geöffnet hatten, fochten nicht bloß Hirsche und Birkhähne ihre Kämpfe aus, auch der Brunnschrei des Ur, das Geheul des Wolfes durchtönte die Wildnis, und wo diese Großen später dem Menschen weichen mußten, blieb doch für die minder unbefehdnen Glieder der Tierwelt die Landschaft noch viele Jahrhunderte ungestört behaglich. Solange noch masttragende Eichen weithin über die Felder zerstreut, alles nasse Gelände reichlich mit Buschholz bedeckt war, solange der Ruf der Hirten mit dem fröhlichen Gebell ihrer Hunde jahraus jahrein in die Wälder zog, und der Zahn ihrer Herden für die Erhaltung der Lichtungen sorgte, solange fast nur der Bedarf der eignen Wirtschaft den Nutzen der Wälder bestimmte, die nur ein Teil des ländlichen Betriebes waren, so lange vertrugen sie sich vortrefflich, der Wald und seine lebendigen Bewohner, so lange schwieg der Wald noch nicht, so lange tönte er mit tausend Stimmen von freilich nicht immer gleichmäßig friedlichem Klang. Erst als das Holz ein Handelsartikel wurde, als es dann eine Forstwirtschaft gab, die nichts mehr zu tun hatte mit den Strohdächern der Bauern oder den Scheunen der Gutsherrn, als Forst und Feld sich sonderten und voneinander abschlossen, und der Forst Weide und Wiesen in seinem Innern in Wald verwandelte, und als jeder Baum von Jugend auf zu nutzbarem Holze, zu einem glatten Stamme streng erzogen wurde, und ganze große Flächen nur noch eine einzige gleichmäßige Handelsware, nur noch eine einzige Sorte Bäume trugen, und als sich zugleich der Ackerbauer, den der Wald ausgestoßen hatte, rächte und — man nennt es Verföppelung — unbarmherzig alle Gebüsch auf seinem Felde rodet und alle Bäume, die den Anschluß an den Wald nicht hatten finden können, niederschlug, kurz als die neue praktische Zeit des neunzehnten Jahrhunderts heraufzog, da wurde es den lebendigen Bewohnern des Waldes unbehaglich und immer unbehaglicher. Ohne morsche höhlenreiche Bäume, ohne Lichtungen, ohne den bunten Wechsel der Pflanzen, der für das Leben der Insekten und der von ihnen abhängigen Vögel so wichtig ist, ohne den steten Übergang zwischen dem Schutze der Wildnis und den Strahlen des Lichts, schon durch seine Eintönigkeit für Mensch und Tier erdrückend, zwang der Wald des neunzehnten Jahrhunderts, je mehr er zum hochstämmigen Forst wurde, die alten Bewohner, deren Stimmen ihn durchflungen hatten, zur Auswanderung, die für viele von ihnen der Vernichtung nahekam. Nicht jedes Tier verwandelt sich, wie der Wolf es dem Menschen zu Gefallen getan hat, aus einem Steppen- in einen Waldbewohner. Schweigen im Walde! Wie erfreut sich unser Gemüt so gern an dem fast überlauten Nachtigallenschlag schlehdornbestandner Wallanlagen mitten in dichtbewohnten Städten, wo ein Forstunkraut das andre ablöst, und wie traurig ist es, auf stundenlangen Gängen durch meilenweit gleichmäßige Buchen- oder Kiefernforsten kaum ein fröhliches Vogelgezwitzscher zu hören. Unbarmherzig erstickt schon im Juni der tiefe Schatten gerade unsrer Buchenwälder mit ihrem horizontal gebreiteten Laube alles Leben unter ihrem Dache in schlagendem Gegensatz zu dem goldig flüssigen Grün, mit dem dasselbe Laub zu unserm Entzücken jeden neuen Mai begrüßt, wie es von

allen Malern nur der eine Mönsted auf die Leinwand bannen kann. Kein Hochwald ist so unduldsam wie der der Buchen, und wenn Böcklin uns Fichtenstämme zeichnet, aus denen seine Reiterin hervorkommt, so tut er das in künstlerischer Freiheit ganz sicher nur, um die Pfeiler ungestört von Zweigen dichter stellen, die Abendshatten tiefer werfen, den stummen Ritt feierlicher zeigen zu können, als es bei Buchen möglich gewesen wäre; daß er doch eigentlich Buchen gemeint hat, zeigt der braune Boden hart vor den Stämmen, den der Huf des Einhorns schon betritt; Fichten hätten hier dichtes Moos zu ihren Füßen; nur die Buche ist grausam genug, so alles Leben in einen einzigen braunen Blätterteppich aufzulösen, dessen gelbliche Färbung auf dem Bilde schon den Beginn der Torfbildung ahnen läßt, die der mächtige Gehilfe des Forstmannes, der humusfördernde Regenwurm, verlassen hat, und die den hohen Stämmen einst selbst den Tod droht. Schweigen im Walde! Kräuter und Unkräuter, Raubtier und Vogelwelt verläßt den ungasstlichen Forst des neuen Jahrhunderts, Flora und Fauna verarmen, immer dicker wird der Katalog der Seltenheiten, immer dünner das Leben seiner Arten, immer brennender die Frage, wie die Denkmäler der Natur zu schützen, immer zahlreicher die Verordnungen, die der Vernichtung doch nur so wenig wirksam beikommen können. Nur ein einsiedlerisches Einhorn hat sich als letzter Genosse dem Schweigen im Walde gestellt. Aber es ist nicht der trauliche Schauer der Kindermärchen, der in grauer Vorzeit den deutschen Wald mit den Phantasiegestalten eines jungen Volkes dicht erfüllte; es ist der einsame unheimliche Spuk eines ausgestorbenen Hauses, der sich — wie sehnsüchtig wendet das Einhorn die Augen nach dem Lichte! — täglich nach Erlösung sehnt. Wird sie kommen? Hoffnungslos scheint Haltung und Gebärde, hoffnungslos der verschlossene Gram der Reiterin. Kennt sie ihn zu gut, den rastlos strebenden, erwerbenden Geist des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts, der, fest den Blick auf ein einziges Ziel gerichtet, nur ungern einen barmherzigen Seitenblick auf zartere Interessen der Menschheit wirft, die sein harter Schritt nach rechts und links verdrängt? Rächen wird sie sich, die mißhandelte deutsche Landschaft, mit all ihrem einst so reichen Leben, rächen durch ihren Tod, rächen, wie es Böcklins Seherblick uns zeigt, als — Schweigen im Walde. Vieles ließe sich noch retten, der Kundige weiß es, wo Macht und Verständnis zusammenwirken. Hoffentlich traut keiner, der diese Zeilen liest, mir die Unmaßung zu, als wäre ich überzeugt, der Maler habe bei seinem Kunstwerk gerade das oder überhaupt an das gedacht, was ich hier eben gesagt habe. Es ist ja das Recht und das Kennzeichen des Genius, uns in seinen Werken auch das zu offenbaren, wessen er sich selbst gar nicht bewußt ist.

P. von Hedemann genannt von Heespen

Deutschlands Überseehandel. Dr. Walther Kundt hat (1904 bei Franz Siemenroth in Berlin) eine Studie veröffentlicht über Die Zukunft unsers Überseehandels. Es erscheine ja vermessen, bemerkt er im Vorwort, in unberechenbaren Dingen den Propheten zu spielen. Aber den nationalökonomischen Ansichten liege so gut wie den theologischen und den philosophischen Systemen ein unbeweisbarer Glaube zugrunde, und er nun glaube einmal, daß der weißen Rasse die Welt Herrschaft bestimmt sei, und daß das deutsche Volk unter den ersten der herrschenden Nationen zu stehen habe. Er hätte dieser Rechtfertigung gar nicht bedurft, denn er dichtet keine Phantasien, sondern beschreibt den gegenwärtigen Handel und knüpft nur einige praktische Ratschläge daran. Er kennt das Geschäft im Inlande und in allen Erdteilen aus eigener Anschauung und schildert lebendig und ergötlich, wie der Hamburger Kaufmann seine Sendungen nach Kamerun zusammensetzt, wie dort die Waren auf den Faktoreien losgeschlagen werden und in ihren fliegenden Fiskalen vierter Ordnung, die mitten im Busch liegen, wo das Fehlen der Ansichtskarte beweist, daß man nun wirklich die Grenze der Kulturwelt überschritten hat; ferner wie dem Ankömmling in La Guaira oder Veracruz von

seinen dortigen lebenswürdigen Landsleuten mit dem Fieber gruselig gemacht wird, und wie es der Musterreiter im brasilianischen Urwald treibt.

Kundts Hoffnung für die Zukunft stützt sich auf die Überzeugung, daß der Weltmarkt keineswegs eine unumschränkt herrschende und jeder planmäßigen Beeinflussung unzugängliche Macht sei. Die Trustbildung beweise das Gegenteil. Kapitalkräftige Unternehmerverbände vermöchten die Produktion von den Schwankungen des Weltmarkts zu emanzipieren, dadurch sich feste Preise und ihren Arbeitern stetige Beschäftigung zu sichern. Es frage sich nun, welche überseeische Länder den sichersten und höchsten Gewinn versprächen. Von der Statistik dürfe man sich nicht blenden lassen. Freilich weise die für den Export in die zivilisiertesten Länder die höchsten Zahlen nach, aber man müsse fragen, ob dabei auch ordentlich verdient werde. Die Vereinigten Staaten kauften uns, seitdem sie ihre eigne Industrie haben, nur noch solche Waren ab, und zwar zu schlechten Preisen, die sie selbst nicht herstellen mögen, weil nicht viel daran zu verdienen ist. Vom mohammedanischen Orient, den Kundt nicht aus eigener Anschauung kennt, verspricht er sich nicht viel, weil das Land verwahrlost und nicht leicht wieder fruchtbar zu machen sei, weil der mohammedanische Fatalismus jedem Fortschritt im Wege stehe, und weil in diesen exponierten Gegenden bei jeder Unternehmung zu viel Kraft auf politisch-diplomatische Verhandlungen verschwendet werden müsse. In China und Japan sei nichts zu holen. Die Hoffnung auf Ostasien sei ebenso unbegründet wie die Furcht vor der gelben Gefahr. Die großen Städte dieser Länder seien nichts als von einer blutarmen, bedürfnislosen Bevölkerung bewohnte große Dörfer. Im tropischen Asien könne zwar der einzelne deutsche Kaufmann gute Geschäfte machen, aber Gesellschaften, die dort Eisenbahnen bauen oder Pflanzungen anlegen wollten, würden von den Indien beherrschenden Nationen: Engländern und Holländern, nicht geduldet werden. Am wenigsten möge man in Australien von uns wissen.

Dagegen seien die Aussichten in Afrika und in Südamerika gut. Der Hamburger Handel sei jetzt schon auf den Verkehr mit den Tropen beschränkt, weil die deutschen Fabrikanten mit ihren Abnehmern in den zivilisierten Ländern direkt verkehren, den Reedern bloß noch der Transport der bestellten Waren, und den Kaufleuten der Seestädte nur noch das Geschäft mit solchen Gegenden bleibt, die der binnenländische deutsche Fabrikant mit Korrespondenz und Reisenden nicht zu erreichen vermag. Afrika nun kommt bloß für den Import in Betracht, und zwar ist vorläufig Gummi der wichtigste Artikel, weil seine industrielle Verwendung einen immer größeren Umfang annimmt. Selbstverständlich müssen die Importerzeugnisse mit deutschen Industriewaren bezahlt werden, aber an denen wird in Afrika nichts verdient, weil die Neger nur ganz einfache und geringwertige Gegenstände brauchen können.

Der Export in die afrikanischen Faktoreien hat darum bloß den Zweck, die Einfuhr von Tropenerzeugnissen, zunächst von Gummi, zu ermöglichen. Dagegen verspricht die Ausfuhr nach Südamerika sehr viel, dessen halbzivilisierte Bewohner glänzende Großstädte und europäische Bedürfnisse haben, die sie mit eigener Arbeit zu befriedigen zu faul sind. Hier sollten die deutschen Fabrikanten eigne Warenhäuser und Läden einrichten. Sie könnten sich dadurch vollständig vom Weltmarkt emanzipieren und bei gutem Verdienst jede Konkurrenz schlagen, weil die dortigen Kaufleute mit geliehenem Kapital arbeiten, das sie so hoch verzinsen müssen, daß die Warenpreise dadurch auf das drei- bis fünffache der europäischen gesteigert werden. Kundt hat diesen Vorschlag in einem (ebenfalls bei Franz Siemenroth erschienenen) Buche über Brasilien ausführlicher entwickelt. Ein Monopol dort zu erlangen, wie es sich eine einzelne Hamburger Firma für Venezuela zu verschaffen gewußt habe, sei gar nicht schwer. Der großartige Kulturarbeit der Jesuiten in Paraguay, deren Überreste noch nicht vollständig vertilgt seien, gedenkt er an mehreren Stellen. Was den Import betrifft, so müsse der deutsche Kaufmann

danach streben, durch den Einkauf am Ursprungsort den Weltmarkt und die Börse „auszuschalten,“ wie das die nordamerikanischen Fabrikanten schon getan hätten, die ihre Baumwolle auf der Plantage, nicht an der Börse kauften. Unmittelbares Eingreifen der Europäer in die Rohstoffherzeugung werde immer dringender notwendig, weil diese mit der steigenden Fabrikation nicht gleichen Schritt halte und dadurch namentlich alle Rohstoffe der Textilindustrie im Preise stiegen. Die Lehre der klassischen Nationalökonomie, daß Preissteigerung die Erzeugung automatisch steigere und sich selbst wieder rückgängig mache, werde an der von der nordischen verschiedenen Psyche des romanischen Südländers zuschanden. Dieser kalkuliere nicht — zum Beispiel in Argentinien —: der Wollpreis steigt, also werde ich meine Schafherde vergrößern, sondern er sage sich: der Wollpreis steigt aufs Doppelte, also brauche ich nur eine halb so große Herde, um das Einkommen zu erlangen, das ich zum standesgemäßen Lebensunterhalt brauche. (Die Anhänger der klassischen Ökonomie, der Freihandelstheorie, verspottet der Verfasser bei jeder Gelegenheit; die „Fortgeschrittler“ von der Farbe des Berliner Tageblatts und der Bossischen Zeitung seien die wahren Reaktionäre, denn sie klammerten sich an einen von der Entwicklung vollständig überwundenen Zustand an.) Ebenso wie bei den Rohstoffen der Textilindustrie müsse der Handel bei Kaffee und Kakao verfahren. Wichtiger jedoch als aller Import sei der Eisenexport. Deutschland sei der zweite Eisenproduzent der Welt und der erste Europas, die exotischen Länder aber bräuchten enorme Mengen von Eisen, weil ihre Kultivierung die Überwindung enormer Entfernungen zur Voraussetzung habe, und weil sie einseitig begabt seien, auf weiten Flächen nur ein und dasselbe Erzeugnis hervorbrächten, darum auf mannigfache Einfuhr aus der Ferne angewiesen seien, während in dem vielgestaltigen kleinen Europa benachbarte Gegenden einander durch Austausch ihrer Produkte ergänzten. Nun liefere ja auch jetzt schon die europäische und namentlich die deutsche Arbeit den exotischen Ländern den größten Teil ihres Bedarfs an Schienen und Maschinen, mache aber schlechte Geschäfte dabei, weil zahlreiche meist diebische Vermittler den Hauptgewinn einsteckten. Große Syndikate deutscher Eisenindustrieller müßten, mit Banken verbündet, diese Art von Kapitalausfuhr in die Hand nehmen. Der Verfasser erörtert bei dieser Gelegenheit den ökonomischen und den juristischen Begriff von Kapital und zeigt, daß die ins Ausland wandernden Eisenfabrikate Kapital sind im strengsten ökonomischen Sinne des Wortes. Er entwirft ein Programm für die Organisation solcher Syndikate und gibt Ratschläge für die Art und Weise, wie Konzessionen erstrebt werden müßten. „Die Staatsmänner und die Politiker der lateinischen Länder haben Schulden und brauchen Geld. Wer ihnen Geld leiht, à fonds perdu natürlich, der bekommt die Schlüssel. Geldgeben, das ist das einzige Mittel, sich die Hidalgos oder Fidalgos zu willenlosen, gefügigen Werkzeugen zu machen. Vor allem nicht an das Gerechtigkeitsgefühl appellieren, etwa einen Prozeß anfangen, weil man sich sagt: Ich habe doch Recht, also muß ich auch Recht erhalten! In spanisch-portugiesischen Ländern gibt es kein Recht . . . die finanzielle Beeinflussung kann in ganz einwandfreier Weise geschehen. Man schafft unter dem Namen Direktorstellen Sinekuren für die Angehörigen der maßgebenden Politiker usw.“

Volkswirtschaftliche Literatur. Wir fügen hier noch ein paar von den uns zugegangnen Sachen volkswirtschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Inhalts an. Im 51. Heft des Jahrgangs 1899 haben wir den ersten Band des Werkes: Die Entwicklung der deutschen Reederei seit 1800 (Jena, Gustav Fischer) empfohlen. Der soeben erschienene zweite Band behandelt die Zeit von der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bis zur Begründung des Deutschen Reiches. Den Dstseehäfen, den preußischen und den mecklenburgischen Reedern beschränkte die Aufhebung der Navigationsakte und des Sundzolls eine kurze Blütezeit, der das Aufhören des Korn- und Holzhandels nach England und die große Umwälzung der

Reederei durch den Aufschwung der Dampfschiffahrt ein rasches Ende bereiteten. Bremen und Hamburg überstehn nicht allein diesen Wandel, sondern gewinnen durch ihn. Neue Eisenbahnen führen ihnen die Erzeugnisse der steigenden deutschen Produktion zu, die Erschließung neuer exotischer Gebiete und die Auswanderung fordern und ermöglichen eine starke Vermehrung der Handelsflotte. An die Stelle des regellosen Seglerverkehrs tritt mehr und mehr die geordnete Paketfahrt. Freilich tritt zugleich auch an die Stelle des einzelnen Reeders (in Mecklenburg der Partenreederei) die Aktiengesellschaft und löst alle patriarchalischen und familiären Beziehungen. Am Schluß werden die Verluste aufgezählt, die die Reederei in den Kriegen von 1848/49, 1864 und 1870 erlitten hat, weil ihr der Schutz einer deutschen Kriegsslotte fehlte. Vierzig Seiten Tabellen geben ein klares Bild von der quantitativen Entwicklung der Reederei in jeder einzelnen deutschen See-stadt: sie enthalten die Zahl der Segler, der Dampfer, der Besatzungen, der Register-tonns, der eingelaufenen Schiffe von 1851 bis 1873. — Dr. Richard Ehrenberg ist durch sein „Zeitalter der Fugger,“ durch die Untersuchung der Entstehung einiger großer Vermögen und durch die Förderung der Handelshochschulbewegung bekannt und Professor der Staatswissenschaften an der Universität Koftock geworden. Er glaubt, daß die jetzt herrschenden, einander widersprechenden nationalökonomischen Ansichten allesamt auf ungenauen Beobachtungen beruhen, und daß nur die von Thünen eingeschlagene, mit genauer Buchführung beginnende exakt-vergleichende Methode zu einem befriedigenden Ziele: zur vollständigen Versöhnung und gegenseitigen Durchdringung von Theorie und Praxis auf dem wirtschaftlichen Gebiete, führen können. Um diese Forschungsart zu fördern, gibt er unter dem Namen Thünen-Archiv ein „Organ für exakte Wirtschaftsforschung“ heraus (bei Gustav Fischer in Jena; erstes und zweites Heft 1905), das Aufzeichnungen, Wirtschaftsrechnungen, Beschreibung von Bauernwirtschaften und dergleichen aus dem literarischen Nachlasse Heinrichs von Thünen enthält und außerdem Abhandlungen Ehrenbergs und seiner Mitarbeiter. Im ersten Heft finden wir eine Geschichte der Firma Siemens und Halske von Ehrenberg, im zweiten eine Darstellung der aktiven maritimen Berufstätigkeit der mecklenburgischen Küstenbevölkerung von Dr. Helmut Stöcklin. — Als fünfzehnter Band der ersten Abteilung des von Runo Frankenstein begründeten, von Max von Heckel fortgesetzten Hand- und Lehrbuchs der Staatswissenschaften ist (Leipzig, C. V. Hirschfeld, 1904) erschienen: Grundzüge der Sozialpolitik von Dr. N. van der Borgh. Das sehr vollständige (566 Seiten Großoktav) und vollkommen objektiv gehaltne Handbuch behandelt nach Darlegung des Grundsätzlichen das Arbeitsverhältnis, die Rechtsstreitigkeiten darüber, das Einkommen der Arbeiter, die Koalitionen, die Arbeiterversicherung, die Wohnungsfrage, die sozialpolitische Arbeit von Selbstverwaltungskörpern und von Privaten, die Wohlfahrtspolitik in Beziehung auf die Privatbeamten und die Dienstboten. — Natur und Arbeit, eine Wirtschaftskunde von Prof. Dr. Alwin Doppel (Erster Teil, mit 99 Abbildungen im Text, 13 Kartenbeilagen und 7 Tafeln in Schwarzdruck, Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1904) enthält eine Erdkunde etwa in dem Sinne wie Nagels Werk „Die Erde und das Leben,“ eine Menge kulturgeschichtliches, volkswirtschaftliches und technisches Material. Der Belehrung suchende Leser findet da natürlich, so viel kann man jetzt schon sagen, sehr vieles und vielerlei, aber ein sicheres Urteil über den Wert des Werkes und seine Bedeutung wird sich erst nach seiner Vollendung fällen lassen.

Leo der Dreizehnte. Professor Martin Spahn hat das Unglück gehabt, in jungen Jahren auf eine Weise berühmt zu werden, die ihm selbst höchst peinlich gewesen sein muß. Die Regierung wollte den katholischen Studenten Straßburgs Gelegenheit geben, die Weltgeschichte von einem Lehrer ihrer Konfession vortragen zu hören, und darüber waren die sogenannten freien Geister wütend und verführten über die Berufung Spahns nach Straßburg einen entseflichen Lärm. Des gefährlichen

Mannes Buch Leo XIII. (München, Kirchheims Verlag, 1905) wird den sich bedroht fühlenden Freien die Beruhigung gewähren, daß es wenigstens keine ganz kohlschwarze Geschichte ist, die die unglückseligen Straßburger Studenten zu hören bekommen. Spahn übt an Joachim Pecci Kritik, obwohl dieser Papst geworden ist, versucht es mit Hilfe der Jugendbriefe, die aus kaltem klarem Verstande und mystischer Religiosität wunderbarlich gemischte Seele des Mannes zu ergründen, stellt die politischen und Kulturzustände Italiens sowie die religiösen Bewegungen im Katholizismus objektiv dar und zeigt, wie sich Pecci bemüht hat, den Geist seiner Zeit zu verstehen, was dem in einer weltfremden Umgebung Aufgewachsenen und später nur mit der einseitigen romanischen Bildung Bekanntgewordenen nicht völlig gelingen konnte. Der Pontifikat Leos wird sehr kurz abgefertigt, und über dessen Erfolg zu reden, meint der Verfasser, sei zur Stunde noch nicht angebracht. Leo selbst „hat ihn erst von der Zukunft erhofft; denn zu weit hatte er die Masse der Katholiken seiner Zeit überholt, als daß sie ihm sogleich hätten nachkommen mögen.“ Womit Spahn hoffentlich nur die romanischen Katholiken meint; denn daß die Gebildeten unter den deutschen hinter dem aufgeklärtesten Papste des neunzehnten Jahrhunderts nicht zurückgeblieben, sondern ihm ein Stückchen voraus sind, läßt er deutlich durchblicken. Jedenfalls hat er bewiesen, daß auch ein nicht exkommunizierter Katholik ein historisches Buch schreiben kann, das auf der Höhe der Zeit steht, und dem vorliegenden muß außerdem noch nachgerühmt werden, daß es sehr schön geschrieben ist und sich angenehm liest.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

